

Teil II

Eine Laienbewegung durchdringt das römische Weltreich: Gesellschaftsbezug, Ethik und soziale Praxis der ersten Christen

Ich möchte zu Beginn dieses zweiten Teils erst einmal etwas sagen zu Struktur, Organisation und Lebensformen im frühen Christentum, bevor wir zu den wesentlicheren Aspekten unseres heutigen Themas kommen.

I. Organisation und Sozialstrukturen¹ im frühen Christentum

- Als erstes ist festzustellen, dass das frühe Christentum **keine Heiligtümer** kennt oder besitzt, keinen Tempel, keine Synagogen (Lehrhäuser), Bethäuser, Kirchen ohnehin nicht (und auch sonst keinerlei Immobilien!). Fernerhin **keine Priesterschaft**, keinen Opferdienst, keine bezahlten Mitarbeiter, überhaupt nichts religiös Institutionelles. Das alles sollte man sich stets konkret vor Augen halten! Hingegen entwickelt es sehr rasch drei **Identitäts- und Erkennungsmerkmale**: *Taufe*, *Herrenmahl* und *Sonntagsfeier* (am ersten Tag der Woche). Taufe und Abendmahl als die beiden einzigen Sakramente des Urchristentums ersetzen das *kultische* Fundament im Judentum (d.h. die Taufe ersetzt die Beschneidung und das Abendmahl die Opferpraxis am Tempel).

Eine Religion ohne Kultus ist nicht vorstellbar; nach G. Theissen beruht jede Religion auf den drei Säulen *Mythos* (d.h. die Gründungserzählung), *Kultus* und *Ethos* (Anweisungen für den praktischen Lebenswandel).² Taufe und Abendmahl sind tatsächlich die einzigen kultischen Elemente des frühen Christentums.

- Das Christentum beginnt als **Laienbewegung**, und gerade diese Tatsache hat seine Ausbreitung begünstigt. Laienbewegungen sind Basisbewegungen. Sie sind schwer zu steuern, was rasch zu internen Konflikten führen kann, aber sie können, besonders wenn sie auf einen gesellschaftlichen Nerv treffen, eine erstaunliche Dynamik entwickeln.

¹ Die Bezeichnung *Sozialstruktur* wurde 1905 vom deutschen Soziologen und Philosophen Ferdinand Tönnies eingeführt; allgemein bezieht sie sich auf die Gruppierung des sozialen Beziehungsgefüges einer Gesamtgesellschaft nach Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in mehreren Dimensionen. Strukturgebende Gruppierungen sind beispielsweise soziale Schicht, Klasse, Kaste, soziale Lage, soziales Milieu, Lebensstil oder geschichtlich die Ständeordnung. (Wikipedia)

² Vgl. G. Theissen, *Die Religion der ersten Christen. Eine Theorie des Urchristentums*, Gütersloh, 2001, S.171ff. 195ff.- und: ders., *Erleben und Verhalten der ersten Christen. Eine Psychologie des Urchristentums*, Gütersloh, 2017, S.355ff. 366ff.

- Aber das frühe Christentum ist nicht nur eine Laienbewegung, sondern auch eine **Gruppen- oder Gemeinschaftsbewegung**, d.h. es entstehen von Anfang an Gemeinschaften, ähnlich den jüdischen Synagogengemeinden, die es überall in Palästina und ganzen im römischen Reich gab. Gemeinschaftsbildung ist für das Entstehen oder die (Weiter-)Entwicklung einer Religion entscheidend.

Religiöses Lernen als Glaubensaneignung ist meistens Lernen in einer Gruppe, denn die Gruppe wirkt dabei verstärkend: „Sozialer Anschluss erzeugt Plausibilität“.³ Man glaubt „leichter“, wenn man *gemeinsam* glaubt. Bekehrung als Identitätsumbau und religiöse Neuorientierung ist immer gleichzeitig *Abkehr* von gesellschaftlichen Haltungen und *Anpassungsverhalten* in der neuen Gemeinschaft. (Das ist der Grund, warum Religion für den Einzelnen sowohl emanzipatorische wie manipulative, befreiende wie indoktrinatorische Auswirkungen haben kann.)
- Als Versammlungsstätten dienen Privathäuser, die man zur Verfügung gestellt bekommt oder mietet. Da ein solches Haus ausreichend geräumig sein muss, um zwanzig bis fünfzig Personen aufzunehmen (größer waren die frühchristlichen Gemeinschaften wohl nicht), war man auf vermögende Christen oder betuchte christliche Sympathisanten angewiesen, d.h. Menschen der Oberschicht. Das bedeutet, dass das Urchristentum von Beginn an offenbar nicht nur sozial Unterprivilegierte erreichte.
- Insgesamt haben sich die Gemeinden gemäß dem römischen **Vereinsrecht** organisiert und von dieser Struktur profitiert. Vereine gab es im Römischen Reich unendlich viele und für jeden denkbaren Zweck. Sie genossen seitens der Behörden eine relative Freiheit, Unabhängigkeit und auch Rechtsschutz. Die römische Vereinsform war für Verbreitung des Christentums in der Zivilgesellschaft ebenfalls günstig.
- Was die **Leistungsstrukturen** betraf, so benötigt jede Gruppe oder Bewegung damals wie heute natürlich begabte Einzelpersonen mit Leitungsfähigkeiten und Organisationstalent. Aber im Wesentlichen scheint schon bald in jeder Gemeinde ein Leitungsgremium oder eine Art Ältestenrat (daher der Begriff Presbyterium) eingesetzt worden zu sein. Im Übergang von der ersten zur zweiten Generation – das beobachten wir schon in den neutestamentlichen Schriften - werden dann freilich immer gefestigtere Leitungsämtter und Funktionen nötig. Im 2. Jahrzehnte haben wir dann bereits das lokale Bischofsamt; der Bischof leitet die Ortskirche, unterstützt von Presbytern und Diakonen. Außerdem werden von nun an

³³ Theissen, Erleben und Verhalten, S.41

Definitionen und Normierungen in Fragen der Lehre erforderlich sowie kirchliche Reglements.

- Ein weiterer Aspekt: Das frühe Christentum war in gewisser Weise *egalitär* im Sinne von **Gleichberechtigung** aller Mitglieder sowie die **Aufhebung** oder **Relativierung sozialer Grenzen** und Standesunterschiede. Dazu im nächsten Abschnitt noch Genaueres.

Exkurs: Organisation und Strategie frühchristlicher Mission

Ich beschränke mich auf eine äußerst knappe Skizzierung!

- Die erste systematisch geplante Mission ging von der Gemeinde in Antiochia aus (vgl. Apg. 11,19ff.; 13,1-3), mit der Paulus in engem Kontakt stand. Es handelt sich um das Konzept einer von der ganzen Gemeinde verantworteten Missionspraxis.
- Fast gleichzeitig mit den ersten Missionsaktivitäten im Umkreis von Antiochia wurde auch die Jerusalemer Urgemeinde aktiv, etwa durch Einzelpersonlichkeiten wie Petrus oder Philippus (der z.B. in Samaria und der Gegend von Caesarea missionierte).
- Zumeist werden zunächst die Synagogengemeinden im römischen Reich angesprochen, weil hier auf Grund des gemeinsamen jüdischen Glaubens stets ein theologischer Anknüpfungspunkt gegeben war. Zugleich ergab sich durch die Diasporasynagogen der Zugang zu den Metropolen und Stadtzentren.
- Es gab aber auch ungeplante, wenngleich wirkungsvolle missionarische Aktivitäten: zum einen in Form von *Nachbarschaftsmision* im Umfeld jeder einzelnen Gemeinden (wo vermutlich Frauen eine wichtige Rolle spielten), zum anderen durch *Händler und Kaufleute*, die Christen geworden und berufsbedingt im ganzen römischen Reich unterwegs waren.
- Darüber hinaus gab es sog. frühchristlichen *Wandercharismatiker*.⁴, die schon Paulus erwähnt. Z. T. handelte es sich allerdings wohl um selbsternannte Prediger, die durch die Lande zogen und schon in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts bisweilen zur Landplage wurden: Erstens, weil manche von ihnen wohl „Schnorrer“ waren, die sich gerne von den Gemeinden, die sie aufsuchten, freihalten ließen; zweitens, weil wie, ohne theologische Bildung, oft wohl ziemlich verschwurbelte Inhalte propagierten. Paulus nimmt sie immer wieder aufs Korn.
- Die strategisch durchdachtste und effektivste Mission ging von *Paulus* aus. Paulus versteht seinen Missionsauftrag bewusst als *endzeitliches Geschehen*⁵, für das der gesamte bewohnte Erdkreis im Blick ist (apokalyptischer Horizont). Paulus will dem wiederkommenden Christus „die Welt zu Füßen legen“. Paulus zeigt eine ungemein strategisch durchdachte Missionskonzeption. Wobei er das

⁴ Vgl. Ollrog, a.a.O., S. 152 ff.

⁵ Vgl. dazu Georg Eichholz, *Die Theologie des Paulus im Umriss*, Neukirchen 1971, S. 20ff.; und: Christian Dietzfelbinger, *Die Berufung des Paulus als Ursprung seiner Theologie*, Neukirchen 1985, S. 61f. und 137f.

römische Imperium entlang der Längsachse zu durchqueren plant, um in jeder Gegend zumindest eine Gemeinde zu gründen, die dann für die Mission in ihrer Region zuständig ist. Bei Paulus ist also jede gegründete Gemeinde für ihr Umfeld zuständig. Diese Gemeinden werden miteinander vernetzt, was durch Besuche (von Paulus und seinen Mitarbeitern) sowie durch zahlreiche Briefe geschieht.

II. Das Urchristentum als soziale Bewegung

In mehrfacher Hinsicht zeigt das Urchristentum eine hohe *soziale Sensibilität* und entwickelt eine *soziale Praxis*, die in der Antike bis dahin kaum anzutreffen ist oder sogar gänzlich neu. Nur im Judentum gab es bereits das Gebot der Nächstenliebe und die Praxis der Bedürftigenhilfe, in der paganen, d.h. heidnischen Umwelt gab es tatsächlich nichts, was der urchristlichen Nächstenliebe und Caritas vergleichbar gewesen wäre. Das beweist vor allem: *Mit dem Urchristentum kommt ein neues Menschenbild auf der Basis eines neuen Gottesbildes in die Welt*, das sich freilich im Judentum schon vorbereitet oder entfaltet hatte. Ein Gott, der sich um jeden Menschen kümmert, sucht nach Menschen, die sich um ihre Mitmenschen kümmern. (Nicht nur im Blick auf die personale Gottesvorstellung und die Eschatologie, sondern auch in dieser ethischen Hinsicht ist der Unterschied zur Ideenwelt und Praxis östlicher Religionen wie Hinduismus und Buddhismus eklatant!)

Gerd Theissen nennt zwei Grundwerte im Urchristentum, die in erster Linie kennzeichnend sind: *Nächstenliebe* und *Statusverzicht*.⁶

Das **Liebesgebot**, wie es in den Evangelien als zentraler Inhalt der Verkündigung Jesu bezeugt wird, war offenbar in den frühen Gemeinden in lebhafter Erinnerung und bestimmte die ethische Gesinnung. Nächstenliebe wird radikalisiert und ausgeweitet (zumindest der Idee und Intention nach) in Richtung *Feindesliebe* (Feindschaft im alltäglichen Leben, aber auch politisch), *Fremdenliebe* (gemeint sind alle kulturell und ethnisch Fremden) und *Sünderliebe* (kein Moralismus oder ethischer Rigorismus, sondern Vergebung und Versöhnung).⁷

Für **Statusverzicht** und die Aufhebung von sozialen Grenzen finden sich zwei besonders programmatische Aussagen bei Paulus:

⁶ A.a.O., S. 101ff.

⁷ Ebd., S.105ff. (Klammern von mir)

„Hier gibt es nicht mehr Juden noch Griechen, nicht mehr Sklaven noch Freie, nicht mehr Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt „einer“ in Christus Jesus“, Gal. 3,28.

„Denn wir sind durch *einen* Geist alle zu *einem* Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und sind alle mit dem *einen* Geist getränkt“, 1.Kor.12,13. – Paulus setzt damit die Norm für die christliche Grundhaltung; Auslöser dafür ist jedoch der innere Zustand der korinthischen Gemeinde, die gegen diese Norm in jeder Hinsicht verstößt!

Von Anfang an gehörten Menschen zur Gemeinde, die ansonsten gesellschaftlich aussortiert (oder eben „einsortiert“) waren.

„Schaut an eure Berufung: da sind nicht viele Hochgeborene, die etwas gelten in den Augen der Welt, sondern was gering geachtet ist, das hat Gott erwählt!“ (1.Kor.1,26-28).

Solch eine Gemeinde derer, die keine Lobby und keine Perspektiven haben, war wahrscheinlich die Hausgemeinde der urchristlichen Diakonin *Phöbe* im Hafen- und Elendsviertel von Korinth (vgl. Röm.16f.).

Das Urchristentum war von der ersten Stunde an ein neuartiger gesellschaftlicher (Gegen-) Entwurf: Sozial Unterprivilegierte, Frauen, Sklaven, Migranten und Gastarbeiter waren gleichberechtigte Gemeindeglieder. Das kann im Horizont antiker Kulturen nicht genügend gewürdigt werden!

Aber das Urchristentum war andererseits aber auch nicht eine reine Unterschichtsbewegung. Man denke nur daran, dass Paulus ebenso einen Sklaven wie Onesimus (Phlm. V.11.13) zu seinen Mitarbeitern zählen kann⁸ wie dessen sklavenhaltenden Herrn namens Philemon (V.1) Oder etwa einen begütertes Ehepaar wie Prisca und Aquila.⁹ Hier findet also ein Anschluss an die vorösterliche Praxis Jesu statt. Auch Jesus wandte sich den Verlierern zu, pflegte aber auch Umgang mit Reichen und Angesehenen. Gerade so werden gesellschaftliche Strukturen infrage gestellt. Deshalb kann man vom frühen Christentum als einer *Kontrastgesellschaft* sprechen.

Die christliche Caritas stellte bis in die Spätantike gesellschaftlich und religionsgeschichtlich ein absolutes Alleinstellungsmerkmal dar. Worin bestand sie? Am ehesten müssen wir uns das diakonische Engagement im frühen Christentum als „Nachbarschaftsdienst“ vorstellen: Hilfe für Kranke und Sterbende, Waisen und Witwen, Wanderarbeiter und Asylsuchende, sozial Bedürftige und Gefangene. *Klaus Berger* fasst diese Praxis in die Worte: „Tatsächlich betritt das Christentum aufgrund der Praxis Jesu die Bühne der

⁸ „euchrestos“ = nützlich; V. 11; „synergos“ = Mitarbeiter; vgl. V.1

⁹ 1.Kor,16,19; Röm.16,3f. - vgl. Wolf-Henning Ollrog, Paulus und seine Mitarbeiter, Neukirchen 1979, , S.43

Weltgeschichte als eine *Heilungsreligion*... So verbreitete (es) sich ... als die Religion eines Gottes, an dem man gesund werden kann.“

Die praktische Liebestätigkeit war wohl eine der wichtigsten Gründe für den Erfolg der urchristlichen Bewegung¹⁰ und hat die Verbindung von Christentum und Diakonie für alle Zeiten verbindlich gemacht.¹¹ Der Neutestamentler *Udo Schnelle* sagt im Blick auf die explosionsartige Verbreitung des Christentums: „Die bewusst transnationale, transkulturelle und schichtenübergreifende mitgliederwerbende Mission des frühen Christentums ist in ihrem Ausmaß, ihrer Geschwindigkeit und ihrem Erfolg in der Antike ohne Analogie.“¹²

Wenngleich, wie wir uns denken können, diese Prinzipien längst nicht immer und überall konsequent umgesetzt worden sind, so liegt doch hier die niemals ganz verschüttete Quelle einer *Spiritualität des sozialen Gewissens*, aus der sich immer wieder soziale Erneuerungsbewegungen gespeist haben, durch die ganze abendländische Geschichte.

III. Das Ende dieser Weltzeit ist nahe! Die Eschatologie des Urchristentums

Man kann das Wesen des Urchristentums nur erfassen, wenn man seine eschatologischen und apokalyptischen Vorstellungen und Erwartungen in den Blick nimmt. Das Urchristentum war eine *Endzeit-Religion*. Mit Jesu Auferstehung ist die Äonenwende eingeleitet, die Endzeit hat begonnen.

Ich muss dieses Thema ziemlich platzgreifend behandeln, weil es von ungeheurer Tragweite ist – nicht nur für die Ausbreitung des Christentums, sondern für die ganze abendländische Geschichte.

Leider gibt es keinen knappen Begriff, der den theologischen Fachausdruck „Eschatologie“ gut ersetzen könnte. Unter Eschatologie¹³ versteht man ganz allgemein die (theologische) Lehre von den sogenannten letzten Dingen oder vom Anbruch einer neuen Welt. Es geht um die Erwartung eines zukünftigen Handelns Gottes im Blick auf das Heil, die Rettung oder Erlösung des Einzelnen wie auch der gesamten Schöpfung.

Aber das müssen wir nun doch etwas genauer beschreiben, wenn wir das Urchristentum verstehen wollen. Wir müssen beim Judentum anfangen. Denn

¹⁰ Beispiele bei Klaus Berger, *Die Urchristen. Gründerjahre einer Weltreligion*, München 2008, S. 263

¹¹ A.a.O., S.261.2

¹² Udo Schnelle, *Paulus. Leben und Denken*, Berlin 2003, S.163.

¹³ von griech. *ta és-chata* ‚die äußersten Dinge‘, ‚die letzten Dinge‘ und *lógos* ‚Lehre‘

Endzeit-Religion konnte das Urchristentum nur werden auf Grund der jüdischen Endzeitstimmungen um die Zeitenwende.

So wie der *Monotheismus* ein Geschenk des Judentums an die Welt war, so auch seine *Eschatologie*, d.h. die Auffassung von „Welt *als* Geschichte“ und von Gott als dem *Vollender* dieser Geschichte.

Zunächst bedeutet das: Der Weltenlauf wird hier zum ersten Mal in der Religionsgeschichte *zielgerichtet* verstanden. Alles läuft auf Gott und seine Herrschaft zu. Der Richtungssinn allen Geschehens ist nicht kreisförmig-zirkulär, sondern zielbezogen-teleologisch¹⁴ und damit ein wirkliches prozesshaftes Geschehen, das sich nicht wiederholt. Die Geschichte der Welt hat damit ein unumkehrbares Gefälle, so wie ein Fluss dem Meer zufließt. Sie hat in Gott als *Schöpfer* ihren Ursprung und in Gott als *Vollender* ihr Ziel. Jüdischer und christlicher Eschatologie geht es nicht um Futurologie und auch nicht um das kosmisch-physikalische Ende der Welt, sondern um Geschichte als göttliche Anordnung, Lenkung und Zukunftsverheißung!

Das ist in der Welt der antiken Religionen ohne Analogie. Aber auch in den östlichen Religionen sowie in den indigenen Naturreligionen gibt es nichts Vergleichbares!

Wie gesagt, ist das neben dem Monotheismus der zweite religionsgeschichtliche Quantensprung, der sich im Judentum ereignet hatte.

Eine solche Sicht setzt ein monotheistisches und personales Gottesbild voraus, einen einzigen Gott, der der Welt zugewandt ist und sich kümmert und darin Zukunft eröffnet und verheißt! Nur daraus entsteht eine Religion, deren Erkennungsmerkmal die Kategorie der *Hoffnung* ist. Und mit der Hoffnung verknüpft die *Freude* („spe gaudentes“ = „die sich in der Hoffnung freuen“, Röm.12,12).

Wo können die Ursprünge eschatologischen Denkens in Israel gelegen haben? Wahrscheinlich bereits in nomadischer Zeit. Israel ist in seiner Frühzeit ein wandernder semitischer Stammeverband, ohne festen Wohnsitz und daher auch ohne festes Heiligtum für seinen Gott Jahwe. Gott wird erfahren als ein „Gott der mitgeht“ (A. Alt). Schon der Gott der frühen Israelgeschichte verspricht sich dieser Gott seinem Volk für die Zukunft. Damit entsteht die Kategorie der Verheißung. Und wo Verheißung geglaubt wird, da wird nach vorne geschaut, auf die erwartete Erfüllung hin.

Diese Grundhaltung prägt Israels ganze religiöse Identität und Wahrnehmung. Dabei ging es zuerst um ganz irdische Dinge: Die Verheißung von Nachkommenschaft, genügend Lebensraum für Mensch und Tier, Sicherheit und Schutz gegenüber feindlichen Nachbarstämmen usw. Später kommt es zur Verheißung eigenen Landes;

¹⁴ von griech. *telos* = Ziel

nochmals später um die Verheißung eines Königs, der Recht und Frieden für immer schaffen werde. Dieses Gehen von Verheißung auf Erfüllung zu, von nicht erfüllter Verheißung zu erneuerten Zusagen, von diesen zu erweiterten, radikaleren Hoffnungen, kennzeichnet das Denken Israels.

Wie der Monotheismus, so entsteht die jüdische Eschatologie im eigentlichen Sinne erst in der Exilszeit, jener Epoche um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends also (von Karl Jaspers „Achszeit“ genannt), als sich in allen Hochkulturen und -religionen überkommene philosophisch-religiöse Vorstellungen stark zu verändern begannen.

Nun muss man für das (nachexilische) Judentum zwei Typen von Eschatologie unterscheiden, eine *messianisch-irdische* Zukunftserwartung, die hauptsächlich auf das Volk Israel bezogen ist, und eine *apokalyptisch-universalgeschichtliche*, bei der es um die Welt als Ganze geht. Zuerst gibt es im Judentum eine *messianische* Eschatologie. Erwartet wird ein irdischer Messias als gerechter König, der das Großreich Davids wieder errichtet und Gerechtigkeit und Frieden schafft, woran dann die anderen Völker partizipieren.

In der Mitte des 2. Jh. radikalisiert sich diese Erwartung aber zu einer apokalyptischen Erwartung. Sie ist gekennzeichnet von einem zunehmenden Geschichtspessimismus und einem krassen Dualismus, erwartet ein letztes universales Weltgericht, die Auferstehung der Toten und eine zweite, völlige Neuschöpfung. Diese Welt wird nicht restauriert oder repariert, sondern wie ein irreparables Gebäude abgerissen und neu erbaut. Apokalyptische Eschatologie ist Geschichtspessimismus in Verbindung mit der Vorstellung, dass die Welt dem Gericht Gottes anheimfallen wird, während die Gott-Treuen nach ihrer Auferstehung die neue Welt sehen werden.

Beide Vorstellungskreise haben im Judentum unzählige Differenzierungen und Diskussionen ausgelöst.

Die Geschichte Jesu wurde nach Ostern in diesen eschatologischen Erwartungshorizont eingezeichnet. Die Verkündigung und das Sendungsbewusstsein Jesu von Nazareth war ja selbst bereits voller Anspielungen auf den baldigen Anbruch des Reiches Gottes. Auch wenn Jesus dabei keine der landläufigen messianischen oder apokalyptischen Vorstellungen einfach eins zu eins übernimmt. Vieles bleibt bei ihm in der Schweben, aber ohne die eschatologischen Stimmungen seiner Zeit ist Jesu Botschaft und Wirken nicht zu verstehen.

Und schließlich kommt ein entscheidender Faktor noch hinzu: Die *Ostererfahrung der Jünger*, die, wie wir sahen, die Auferweckung Jesu von den Toten als Eröffnung, als Präludium der allgemeinen Totenauferstehung gedeutet haben. Nun steht die Erlösung Israels (irdisch-messianische Variante) bzw. das Weltende (apokalyptische Variante) unmittelbar bevor. Die Urgemeinde hat anfangs tatsächlich nur Wochen oder Monate als „Restlaufzeit“ erwartet! Auch Paulus ist zunächst davon überzeugt, dass er nicht sterben werde, da Jesus zu seinen Lebzeiten wiederkomme.

Das ist die Stimmung und der Erwartungshorizont des Urchristentums. Mit seiner Mission transportiert es nun diese Eschatologie mit hinaus in die hellenistisch-römische Welt! Alle sollten begreifen: Die Weltzeit steht vor ihrem Ende, Christus als Herr der Welt wird bald vor aller Augen erscheinen. Aber es gibt die Chance der Rettung, weil Jesus als der Weltenrichter zugleich der am Kreuz *für* diese Welt *gerichtete* Richter und darum ihr Retter ist (vgl. 2. Kor. 5,19-21).

Gott als Schöpfer und Vollender, Christus als Erlöser - das bedeutete eine grandiose *Sinngebung*: Weltanfang, Weltende und die Existenz jedes Einzelnen sind hier umgriffen. Daraus erwachsen Sinn, Bedeutung. Identität und eine neue Ethik des Handelns. Damit bekam die urchristliche Verkündigung zugleich etwas ungemein *Dringliches*.

Die Erlösung, von der die Christen sprachen, war so radikal, so an die Wurzel gehend, so universal und zugleich so existentiell, wie dies in keiner antiken Religion jemals gelehrt wurde.

Die Erwartung eines letzten großen Weltgerichtes darf man dabei keineswegs nur als Drohkulisse oder AngstszENARIO verstehen. In einer Welt voller Unrecht und Gewalt bedeutet ein solches letztes Rechtsprechen doch auch Gottes letztes erlösendes Machtwort im Blick auf alle Machthaber und allen Machtmissbrauch, im Blick auf Imperialismus und Unterdrückung, Krieg und Ausbeutung: Das große Gericht hat dann die Funktion eines „kosmischen Exorzismus“ sein, eine buchstäbliche Austreibung der Dämonen der Angst, der Gewalt und des Unrechts. Und, sofern sich auch jeder Einzelne vor Gott zu verantworten hat, bedeutet dieses Gericht zugleich die *Würdigung* des Einzelnen sein, das Ernstnehmen seines Lebens und seine *Aufrichtung*.

Wir werden im dritten Vortrag freilich auch auf die „Nebenwirkungen“ bzw. auf problematische Übersteigerungen apokalyptischen Denkens in der frühen Christenheit zu sprechen kommen müssen, wodurch der christliche Glaube leider nicht nur Trost und Hoffnung vermittelte, sondern auch Angst, Panik und eine sehr problematische Weltverneinung bewirkte.

Die urchristliche, eschatologische Zeitansage veränderte die damalige Welt umso mehr, als es eine entsprechende allgemeine Krisenstimmung gab. Eine Neuentstehung wie das Urchristentum benötigt eine gegebene kulturelle Krise in der Gesellschaft, eine Zeit des Umbruchs und der Neuorientierung. Die Welt „hat Risse, durch die eine andere Welt einbricht“¹⁵.
25f.

Wir können also festhalten.

Die Zugehörigkeit zu Jesus als dem Kyrios und die eschatologische Erwartung ist die entscheidende Grundlage für die Ausstrahlung und ethische Praxis der frühen Christen.

Als eschatologisch ausgerichtete Laien- und Basisbewegung begannen die frühchristlichen Gemeinden von Anfang an, ihre gesellschaftliche – jüdische bzw. hellenistische - Umgebung zu adressieren, aber auch zu irritieren und zu provozieren.

Exkurs I: Das Problem der Parusieverzögerung

Nun hat sich die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi (Parusie) ja nicht erfüllt. Es kam zur Parusieverzögerung, das Ende blieb aus.

Wie sind die frühen Christen im ersten und zweiten Jahrhundert damit umgegangen?

Die neutestamentliche Forschung (und die sog. Patristik = Erforschung der frühen Kirchenväter) wundert sich, dass diese Enttäuschung nicht zu tieferen Erschütterungen des Glaubens überhaupt geführt hat. Wie erklärt sich das? U.a. durch ein theologisch und seelsorglich „geschicktes „Uminterpretieren“ der sich dehnenden Weltzeit. So finden wir in den neutestamentlichen Briefen Aussagen wie: Gott „habe noch Geduld“ (vgl. 2.Petr.3, 1-13, bes. V.9), oder: den „Tag und Zeit kenne niemand als Gott alleine“ (vgl. Matth. 24,36). Es gibt ganze Abschnitte im Neuen Testament, in denen sich die frühchristliche Diskussion und die Kontroversen im Blick auf Naherwartung und Parusie widerspiegeln. Neben Matthäus 24-25 und dem 2. Petrusbrief gehören dazu auch eine Reihe von Erörterungen in den Paulusbriefen, wo Paulus seine eigene anfängliche Naherwartung immer weiter korrigiert und dies argumentativ zu begründen versucht.¹⁶ Wie im 3. Vortragsteil noch zu sehen ist, gab es aber auch mystische, enthusiastische und gnostische Frömmigkeitsrichtungen im frühen Christentum, für die die Parusieverzögerung gar keine wirkliche Anfechtung war, da man sich bereits im Akt des Glaubens gleichsam „in den Himmel versetzt“ fühlte.

Exkurs II: Die Wirkung jüdisch-christlicher Eschatologie in der abendländischen Geschichte.

¹⁵ Theissen, Erleben und Verhalten, a.a.O., S.37

¹⁶ Vgl. dazu U. Schnelle, a.a.O., S.672ff.

Ich sagte zu Beginn: Diese eschatologisch bestimmte Wahrnehmung Gottes und der Welt hat das ganze abendländische Denken geprägt – bis hinein in den Säkularismus der Neuzeit. Vor allem hat sich durchgesetzt, „Welt *als* Geschichte“ zu denken und die Gestaltung der Gesellschaft von Zukunftsmodellen her anzugehen. Es wirkten keinesfalls nur apokalyptische Erwartungen des Weltendes nach, wie etwa zur Zeit Kaiser Justinians oder Karls des Großen, wie zur Zeit der Schwarzen Pest oder zu Zeiten Luthers. Kirchlicherseits über Jahrhunderte hin überaus prägend war auch die Lehre des Kirchenvaters *Augustinus*, der die Verzögerung der Wiederkunft Christi in ein grandioses Konzept umbaute (für uns heute allerdings eher befremdlich). Danach findet das „tausendjährige Reich“ (Offenb. 20) nämlich seit Pfingsten bereits statt, und zwar als das *Zeitalter der Kirche*. Erst dieses erfüllt sei, komme Christus und vollende die Geschichte in Weltgericht und Errettung.

Es gab auch ganz andere (sog. milleniaristische) Konzepte, die sich z.B. in den revolutionären Unruhen der Reformationszeit Gehör verschafften.

Und es gab die kirchliche Ketzerverfolgung, die sich dadurch legitimierte, dass man damit bereits am bevorstehenden Endgericht Gottes über das Böse und die Bösen mitwirke.

Mit den Säkularisierungsprozessen seit der Europäischen Aufklärung ist die jüdisch-christliche Eschatologie nicht einfach eliminiert worden, sondern im Gegenteil: sie wird jetzt in nichtreligiöser Form beibehalten. Etwa in der spekulativen Geschichtsphilosophie Hegels oder der Gesellschaftsutopie einer klassenlosen Gesellschaft bei Karl Marx. Im 20. Jh. war es vor allem der marxistische Philosoph Ernst Bloch, der das „Prinzip Hoffnung“ entwickelte.

Doch auch hier ergeben sich für uns heute grundlegende Fragen.

- a) Was bedeutet das biblische Geschichtskonzept, wenn wir heute in ganz anderen astrophysikalischen Zeitphasen denken müssen!
- b) Einen Gott, der sein Volk durch die Geschichte führt und dementsprechend in die Geschichte eingreift und sie lenkt, entzieht sich jeder empirischen Feststellbarkeit und Evidenz.

IV. Das frühe Christentum im Imperium Romanum – Distanz und Distanzminimierung

Wenn man das Imperium Romanum nur durch die Brille der neutestamentlichen Schriften liest, ergibt sich ein überwiegend negatives Bild. Doch das wäre unsachgemäß. Tatsächlich war die Epoche seit dem Regierungsantritt von Kaiser Augustus eine nie dagewesene Friedenszeit. Natürlich ein militärisch gesicherter Friede, aber das ist ja heute nicht anders. Bis in die entferntesten Provinzen führte dieser Friede zu Wohlstand und Entwicklung. Auch wenn die Oberschicht Rom aus den Abgaben und Produkten der Provinzen ihren Luxus

bestritt. Es gab aber auch Kaiser, die dem ausuferndem Luxus Grenzen zu setzen versuchten. Ferner herrschte im römischen Reich eine relative Rechtssicherheit für alle Bürger. Das Stadtleben war geprägt von kultureller, ethnischer und religiöser Vielfalt und Toleranz, aber natürlich auch von krassen sozialen Gegensätzen.

Dennoch taten sich die frühen Christen mit Rom schwer.

In Palästina nahmen die Juden Rom vor allem als ausbeuterische Macht wahr. Für bedeutete die Anwesenheit der heidnischen Großmacht zudem die *kultische Verunreinigung* des Jahwe selbst gehörenden Landes. Die Bewegung der Zeloten riefen daher zum Widerstand und zur Steuerverweigerung auf.

Juden und Christen mit hellenistischer Prägung hatten hingegen eine andere Beziehung zu Rom, zumal wenn sie Städter waren und an eine offenere Gesellschaft gewöhnt.

Viele Aspekte im Verhalten der frühen Christenheit zum römischen Staat lassen sich allerdings erst verstehen, wenn man das *religiöse* Konfliktfeld in den Blick nimmt:

Nichts war „einfacher gestrickt“ als die römische Staatsreligion! Religionsgeschichtlich war sie vielleicht das toleranteste Religionssystem der Antike: Jeder durfte glauben, worauf er Lust hatte! Aber als Staatsbürger hatte er die römischen Götter zu verehren. Warum? Weil diese die Sicherheit des Staates garantierten. Religion war Staatsräson!

Die Römer unterschieden zwischen privatem Kult, dessen Pflege dem Pater familias, und dem Staatskult, dessen Ausübung den Priestern oblag. Diese waren Staatsbeamte und wurden vom stadtrömischen Magistrat beaufsichtigt.

Der altrömische Götterglaube war von einer einfachen „Vertragstheorie“ geprägt: Die Menschen schuldeten den Göttern Verehrung und Opfer und diese den Menschen dafür Schutz und Hilfe. Daraus ergaben sich zwei Dinge: Erstens war der Vollzug der Staatskulte – etwa für Jupiter – nach römischem Verständnis direkt mit dem Wohlergehen des Staates verknüpft. Zweitens gab es eine grundsätzliche Toleranz gegenüber fremden Kulturen, deren Schutz sich die Römer ebenfalls versichern wollten. So war schon in republikanischer Zeit das Ritual der *Invocatio* bekannt, mit dem fremde Götter eingeladen wurden, ihren Sitz in Rom zu nehmen. In der Kaiserzeit gab es daher in Rom eine Vielzahl von Tempeln für ursprünglich nicht-römische Kulte wie den der Isis. Auch die Anbetung von nicht-integrierten Gottheiten wie Mithras oder dem Gott der Juden und Christen war prinzipiell gestattet. Es waren nicht die Kulte selbst, welche zur Ablehnung seitens der Römer führten, sondern die Ablehnung des römischen Staatskultes durch andere Religionsgemeinschaften. Das Judentum verhielt sich hierbei gemäßiger als das Christentum, während der Mithraskult überhaupt nicht mit dem

Staatskult kollidierte und beweist, dass eine friedliche Koexistenz möglich war (Wikipedia).¹⁷

Die Verehrung der Götter Roms geschah zu bestimmten festgelegten Feiertagen und in klar definierten Formen. Sie geschah öffentlich. Damit war sie überprüfbar. Wer sich an Opfergaben und ähnlichen Verehrungspraktiken nicht beteiligte, untergrub Sicherheit und Wohlfahrt des Staates und der gesamten Gesellschaft.

Hier schien für die meisten Christen eine rote Linie zu bestehen. Die römische Religion war für sie Götzendienst. Und Götzendienst ist schon im Alten Testament die schlimmste Form des Abfalls von Gott.

1.Thess.1,9-11, vermutlich eine Zusammenfassung urchristlicher Missionspredigt, lässt erkennen, weshalb sich christlicher Glaube und Befolgung römischer Götterverehrung kategorial schließen mussten. Die christliche Bekehrungspredigt forderte dazu auf,

- sich von den Abgöttern abzuwenden und zu Gott hinzukehren,
- ihm zu dienen und
- seinen Sohn vom Himmel her erwarten, den Gott auferweckt hat und der uns vor dem zukünftigen Zorn errettet.

„Sich von den Abgöttern abwenden und zu Gott hinwenden“ - das führte dazu, dass die frühen Christen als eine „Gemeinschaft der Verweigerer“ auftraten.

Und zwar verweigerten sie die Teilnahme an allen Veranstaltungen, Berufen oder Tätigkeiten, die auch nur entfernt mit „Götzendienst“ verbunden waren, u.a.

- an öffentlichen Spielen und Wettkämpfen sowie
- an Theateraufführungen (weil es dort meist um Göttersagen ging)

Sie lehnten bestimmte Berufe ab, wie etwa

- Maler oder Bildhauer,
- Lehrer,
- Verwaltungsbeamte,
- Soldat.

Es gab allerdings in den Gemeinden Diskussionen darüber, wie genau man mit diesen Fragen umgehen sollte. Und nicht alle kamen zum selben Ergebnis. Das zeigt z.B. die Diskussion um das Verzehren von Fleisch, das auf den Wochenmärkten angeboten wurde und vorher bei religiösen Zeremonien den Göttern geopfert worden war (vgl. 1. Kor. 10,23ff). Später hatten die Gemeinden

¹⁷ Vgl. auch: W.Chr. Schneider, Herrscherverehrung und Kaiserkult, in: Neues Testament und Antike, Band 3, a.a.O., 210ff.

z.B. ihre liebe Not mit der Frage, ob Christen, die Soldatendienst abgelegt hatten, wieder in die Gemeinde aufgenommen werden dürften. Keine der fraglichen Abgrenzungen wurde immer und überall akzeptiert oder strikt befolgt. Dennoch prägte die weitgehende Verweigerungshaltung das Geschick des frühen Christentums bis hin zu den großen Verfolgungswellen im ausgehenden zweiten und dritten Jahrhundert, bis mit dem Toleranzedikt unter Kaiser Galerius im Jahr 311 beendet waren.

In frühchristlichen Gemeinden, die radikal *apokalyptisch* dachten, war der Widerstand gegen Rom natürlich noch grundsätzlicher. Manche weigerten sich, ihre Steuern an den römischen Fiskus zu zahlen. Andere lebten wahrscheinlich sehr im Untergrund und verweigerten jede Berührung mit der heidnischen Gesellschaft. So etwas wie „gesellschaftliches Engagement“ ist in diesem apokalyptischen *Konfrontationskonzept* niemals denkbar.

Beinahe gegenläufig dazu gab es aber auch das Bestreben, als Christen besonders *vorbildliche* Bürger zu sein (Annäherungskonzept). Anliegen war eher die *Distanzreduzierung*. Dies äußerte sich nicht nur in der beschriebenen sozial-caritative Praxis. Darüber hinaus bemühten sich viele Christen, die Obrigkeit zu ehren, für den Staat zu beten, Steuern zu zahlen, sich ansonsten allerdings aus allem Politischen rauszuhalten. „Erinnere sie daran“, so schreibt der Verfasser des Titusbriefes (3,1f.), „dass sie der Gewalt der Obrigkeit untertan und gehorsam seien, zu allem guten Werk bereit, niemanden verleumden, nicht streiten, gütig seien, alle Sanftmut beweisen gegen alle Menschen“ ... – der Christ als vorbildlicher Bürger!

Dasselbe betont Paulus in seinem berühmten Kapitel 13 des Römerbriefs. Solche Anweisungen haben dann in der späteren Kirchengeschichte bis ins 20. Jahrhundert dazu gedient, jegliche revolutionäre Neigung als gegen Gottes Ordnung und Gebot zu erklären. Das frühe Christentum sucht seinen Weg zwischen Distanz und Loyalität. Gesiegt hat später, nachdem es Reichskirche geworden war, die Obrigkeitstreue.

Wenn man das politische Verhalten des frühen Christentums in eine Beziehung zu heute setzt, dann stellt man fest: Im Blick auf die egalitäre Ausrichtung, die Ablehnung des Kriegsdienstes sowie jeglicher Macht- und Staatsverherrlichung würde man von einer *linken* Gruppierung sprechen!

Die apokalyptisch begründete Abwendung von der Welt, die Generalverdächtigung des Staates als Werkzeug des Bösen und die Einigelung in einen abgeschirmten Raum kennen wir von rechtskonservativen christlichen Gruppierungen.

Beide Ausrichtungen waren im Urchristentum vorhanden, und für beide wird es immer Befürworter und Anhänger geben.

V. Die Rolle der Frau im Frühen Christentum

Die Rolle der Frau in der Antike ist eigentlich überall dieselbe.

Nach *Christine Urban*¹⁸ ergibt sich folgendes Bild:

- a) Im Judentum gilt die patriarchale Stellung des Mannes, mit dem uneingeschränkten Recht zur Strafe über alle Familienmitglieder (Frauen, Kinder, Knechte und Mägde). Die Frau ist nur als Hausfrau und Mutter wichtig. In neutestamentlicher Zeit verschlechtert sich sogar noch ihre Stellung.
- b) In Griechenland besteht die Familie (oikos) aus Familienvater, Ehefrau, Kindern und Sklaven. Der Vater ist Besitzer aller Sachwerte (despotes), er ist der Verwalter (oikonomos) und befindet sich im Besitz aller Rechte (kyrios) im Blick auf alle übrigen Familienmitglieder.. Die Hausherrin ist zuständig für Vorratshaltung, Kindererziehung, Krankenpflege und Textilherstellung. Sie ist die vom Mann Beherrschte, die sich unterordnen muss.
- c) In Rom bezeichnet ‚Familie‘ alle Personen, die sich unter der Gewalt (potestas) des Hausvaters (pater familias) befinden, der die volle Verfügung über die übrigen Familienmitglieder innehat, was natürlich auch die Strafgewalt einschließt. Autorität und Gehorsam sind die entsprechenden Haltungen bzw. Rollen. Die Frau ist hauptsächlich dazu da, Kinder zu gebären. Allmählich gab es allerdings in der römisch-hellenistischen Oberschicht auch Frauen, die sich vom Mann emanzipierten und in Familie und Gesellschaft Achtung gewannen.

Im frühen Christentum hatten Frauen zwar eine wichtige Stellung, aber die singuläre und revolutionäre Haltung *Jesu* gegenüber Frauen machte leider nicht Schule. Immerhin nahmen Frauen in den Gemeinden von Anfang an wichtige Aufgaben wahr. Für die Organisation und die Gastfreundschaft der häuslichen Gemeindeversammlungen waren sie natürlich unerlässlich, sie wirkten auch als „Nachbarschaftsmissionarinnen“, sie nahmen vielfältige diakonische Aufgaben wahr und durften teilweise auch als im Gemeindeleben Predigerinnen (Prophetinnen) mitwirken. Einzelnen Frauen wie Lydia, Tekla, oder Phoebe

¹⁸ Neues Testament und Antike Kultur, hrg. von K.Erlemann u.w., Neukirchen 2005, Bd. 2, S. 17ff.

(Röm.16,1f.) ragen im Neuen Testament als urchristliche Führungspersönlichkeiten heraus, Junia wird sogar als Apostelin bezeichnet. Ferner haben ältere Witwen, die nicht ein weiteres Mal heiraten durften, in den Gemeinden eine wichtige Stellung. Paulus bezeichnet eine Reihe von Frauen ausdrücklich als seine Mitarbeiterinnen.

Das alles deutet auf eine erkennbare *Aufwertung der Frau* hin.

Trotz dieser Ansätze im Blick auf Stellung und Rollenzuschreibung für die Frau ist das Bild insgesamt aber düster. Schon derselbe Paulus bleibt dann doch hinter seinem programmatischen Ausspruch von Gal. 3,28 („In Christus gilt nicht Mann noch Frau...“) zurück und gibt höchst restriktive Anweisungen gegenüber der Rolle der Frau in der Gemeinde. Klaus Berger zeigt¹⁹, dass dabei nicht nur die allgemeine antike Ordnung unangetastet blieb, sondern, beinahe noch schlimmer, die frauenfeindliche *jüdische Schriftauslegung* maßgebend war. Danach war der Status der Frau schöpfungsmäßig festgelegt, was jetzt in christlicher Lesart noch verstärkt wurde. Die Rangfolge lautet: Gott – Christus – Mann – Frau. Christus repräsentiert Gott, der Mann repräsentiert Christus, und zwar der Frau gegenüber. Darum ist er ihr „Haupt“. Weil die Frau in dieser Schöpfungsordnung Christus nicht repräsentieren kann, soll sie als sichtbares Zeichen ihr Haupt bedecken („Der Mann aber soll das Haupt nicht bedecken, denn er ist Gottes Bild und Abglanz; 1.Kor.11,7). Zu allem Überflus soll das Verhüllen des Hauptes auch noch „wegen der Engel“ (!) nötig sein (V. 10) – nicht, weil „die Engel scharf auf Frauen“ sind (243), sondern weil der christliche Gottesdienst auf Erden zugleich mit dem der Engel im Himmel verbunden ist. Während die Engel für das Unvergängliche stehen, sind Frauen durch ihre Funktion am Lebensanfang (Gebären) und Lebensende (Sterbende versorgen) „Dienerinnen der Vergänglichkeit“. Offenbar sind Engel deswegen auf Frauen nicht gut zu sprechen (ebd.). Darum sollen die Frauen - zwar nicht im Gemeindeleben insgesamt, wohl aber während des Gottesdienstes den Mund halten, sich unterordnen und, falls sie Fragen haben, zuhause ihren Mann fragen (so 1. Kor.14,34f.).

Nun könnte man zwar argumentieren, eine wirkliche neue Familienethik und Befreiung der Frau aus diesem Zwangskorsett sei für die frühe Christenheit wegen ihrer eschatologischen Naherwartung kein Thema gewesen. Aber man könnte diese Logik doch auch gerade umkehren! Vor allem aber setzt sich schon im Neuen Testament (in den sog. „Haustafeln“²⁰) die Tendenz fort, die bei Paulus

¹⁹ Die Urchristen, a.a.O., S.238 ff.

²⁰ Eph.5,22-6,9; Kol 3,18-4,1; 1. Petr.2,18-3,7

hervortritt, nämlich den Objekt-Status der Frau, wie er in der gesamten Antike galt, unangetastet zu lassen. Die Krönung stellt schließlich 1.Tim.2,9-15 dar.

„...Ebenso will ich, dass die Frauen sich in Würde schmücken..., wie es sich schickt für Frauen, die Gottesfurcht geloben: mit guten Werken. Die Frau soll durch stilles Zuhören lernen, in aller Unterordnung. Zu lehren gestatte ich der Frau nicht, ebenso wenig über einen Mann zu bestimmen. Sie soll sich still verhalten. Denn Adam wurde zuerst geschaffen, danach erst Eva. Und nicht Adam hat sich verführen lassen, sondern die Frau ließ sich verführen und wurde so zur Übertreterin. Sie wird aber dadurch gerettet, dass sie Kinder zur Welt bringt – wenn sie mit Besonnenheit im Glauben, in der Liebe und in der Heiligung bleibt“; Zürcher Übersetzung.

Im Grunde ist die Frau auf dem „Schiff des Heils“ nur als blinde Passagierin geduldet!

Ich finde es höchst peinlich, dass ein renommierter Professor für Neues Testament wie Klaus Berger all dies auch noch als normativ und „vom Geist Gottes inspiriert“ bezeichnet, da die Bibel, wie er formuliert, „kein Steinbruch unserer Wünschbarkeiten“ sei (240).

Dieses autoritäre und patriarchale Leitbild wird in den folgenden Jahrhunderten bei den Kirchenvätern theologisch weiter zementiert und verfestigt. In den sog. „Apostolischen Konstitutionen“, einer Kirchenordnung aus dem späteren 4. Jahrhundert, heißt es dann kurz und bündig „Wir gestatten nicht, dass Frauen das Lehramt in der Kirche ausüben“.

Aber für diakonische Dienste sind sie natürlich in der Kirche unersetzlich! Das bestätigt auch heute noch jeder Kurienkardinal gerne.

Und darum besteht – trotz Bewegungen wie „Wir sind Kirche“ und „Maria 2.0“ – wenig Aussicht, dass die römische Kirche einen grundsätzlichen Paradigmenwechsel im Blick auf die Rolle der Frau vollziehen wird. Dafür hätte das frühe Christentum und besonders die Kirchenväter des 2. bis 5. Jahrhunderts bereits andere Grundlagen legen müssen.